

Gmünder Heimatblätter

HERAUSGEGEBEN vom HEIMAT u. VERKEHRSVEREIN SCHWÄBISCH GMÜND

Nr. 6/7 Gmünd, Juni/Juli 1929 2. Jahrgang

Zwischen Lein und Kocher

Sagen und Geschichten

Zu den schönsten Gegenden unserer engeren Heimat gehört zweifellos das Rottal. Es zieht sich von Täferrot gegen die Frickenhofer Höhe zu. Zwischen seinen Wäldern und Wiesengründen wohnt die Einsamkeit: Einzelhöfe hocken an den Halden; die Giebel sind noch nach alter Väter Brauch mit Brettern verschalt, malerische Mühlen klappern an der forellenreichen Rot, und Kinder mit schwarzen Heidelbeermäulchen drücken sich scheu um die Hausecke, sobald ein Fremder sich naht. Ueberall herrscht friedliche Stille und Ruhe. Wir spüren, wie unsere Nerven sich beruhigen und wie ein prickelndes Gefühl des Wohlbehagens durch die Fingerspitzen in uns einfließt. Und doch ist diese entzückende Landschaft in Gmünd kaum bekannt, noch weniger besucht. Die Alb mit ihren augenfälligeren Reizen wirkt mehr auf die Massen, als das stille Tälchen an der Rot. In dieser Abgeschiedenheit haben sich die alten Bräuche länger gehalten, als im Getriebe der Industriestadt. Die Vergangenheit rettete sich noch in vielen Sagen, Schnurren und Legenden in die Gegenwart herüber. Was ich von alten Zeiten aus dem Rottal und den wenig entfernten Gemeinden Tanau und Zimmerbach erfahren konnte, möchte ich allen Liebhabern der schlichten Volkserzählungen als einfachen Feldblumenstrauß vorstellen.

Im Rottal ist unweit von Hönig der Hof Schilpenbühl. Nur etwa 10 Minuten von ihm entfernt liegt ganz versteckt in den dichten Tannenwäldern der „Hohle Stein". Es ist dies eine hübsche, kleine Höhle im Stubensandstein, selbst in der nächsten Umgebung kaum bekannt. Man kann wenige Schritte von ihr entfernt stehen, man bemerkt sie nicht, so geschickt ist sie in dem Grün des Waldes verborgen, so trefflich passen sich ihre moosbedeckten Felsen in der Farbe dem Waldboden an. Die Höhe der Höhle beträgt etwa

2 Meter, ihre Breite und Tiefe 3 Meter. Eine kleine Nische zieht sich noch etwas seitwärts in den Felsen hinein. Deutlich zeigt die Höhle Spuren von längerer Anwesenheit von Menschen; die Seitenwände sind etwas abgeschrägt; außen in dem frei stehenden Felsen sind drei Zapfenlöcher eingehauen. Sie trugen augenscheinlich Balken, welche einen Vorbau der Höhle umschlossen. Auch die Seitennische scheint durch Menschenhand vergrößert worden zu sein. Sehr sonderbar ist es, daß selbst viele Bewohner des nahen Hönig die Höhle noch nie besucht haben und auch über ihre Geschichte nichts erzählen können. Nur auf einem nahen Hof hat sich eine Ueberlieferung in die Neuzeit hinein gerettet. Nach ihr soll die Höhle in unruhigen Zeiten den Bauern und ihrer wichtigsten Habe als Unterschlupf gedient haben. Namentlich sei sie im 30-jährigen Krieg viel benützt worden. Niemals habe ein feindlicher Soldat das Versteck gefunden. Im Anfang des letzten Jahrhunderts aber sei die Höhle von einer alten Frau bewohnt worden. Scheu und verwahrlost sei sie ihre einsamen Wege gegangen, von jedermann gefürchtet; denn sie stand im Ruf einer Hexe.

Unterhalb dieser Höhle ist noch eine Nische in der Sandsteinwand. Sie ist zu klein, um jemals als Wohnung gedient zu haben. Den Buben der Umgebung aber ist sie für ihre Abenteuerlust recht willkommen.

Da, wo das Sträßlein nach Tanau die rechtsseitige Anhöhe des Rottales gewinnt, liegt der Waldteil Burggräben. Hier sind noch Spuren einer großen Burganlage erhalten. Auf ihrer Westseite zieht sich ein mindestens 30 Meter langer Graben hin. Er ist noch so frisch, als ob er erst im letzten Jahrhundert ausgehoben worden wäre. Seine Tiefe beträgt 3 Meter, sein Wall zwei Meter. Vom Mauerwerk ist nicht mehr viel zu sehen. Die Bauern sollen es abgetragen und zum Hausbau verwendet haben. Nur an der Ostseite glaubt man noch, die Befestigungswerke erkennen zu können. Vielfach mögen die Mauern auch den steilen Hang hinuntergekollert sein, der die Burg von drei Seiten schützend umgab. Von dem Geschlechte derer, die hier gehaust haben, ist meines Wissens nichts bekannt. Die Sage aber hat mit ihrem krausen Rankenwerke die alte Burgstelle umsponnen. Einiges sei hier mitgeteilt, so, wie es in den Herzen der Bewohner wurzelt, ohne den Kern auf seine Glaubwürdigkeit hin zu untersuchen.

Die Burgstelle soll noch von Gewölben, Kellern und Gängen unterhöhlt sein. Die Bauern behaupten sogar, es klinge ganz hohl, wenn man mit einem schweren Wagen am Burggraben vorbeifahre. Wie alle alten Burgstellen, hat auch diejenige von Tanau ihre Sagen von unterirdischen Schätzen, von Geistern und Burgfräuleins.

Von den vermeintlichen Goldschätzen angelockt, sollen sich einmal zwei Bauern aufgemacht haben, um die Reichtümer zu heben. Die tiefste Nacht des Neumondes war abgewartet worden. Die Mitternacht war nahe. Die Beschwörungsformeln waren gesprochen. Die Männer hatten gelobt, bis zum Tagesanbruch keine Silbe zu reden; denn sie wußten, daß die Wächter von unterirdischen Schätzen das Sprechen nicht leiden können. Da schlug es zu Tanau 12 Uhr. Rasch ging es nun an die Arbeit. Lange gruben die Männer vergebens. Schon zeigte sich am Osthimmel der fahle Schein der Morgenröte.

Es war höchste Zeit; denn die Sonne durfte das finstere Werk nicht sehen. Traf auch nur e i n Strahl die Männer bei ihrer Arbeit, so waren ihre Seelen dem Bösen verfallen. Schon wollten die Männer an ihrem Werk verzweifeln und sich vor der aufgehenden Sonne in Sicherheit bringen. Aengstlich kletterte der eine von ihnen über die Oeffnung und schaute bleich und erschreckt nach dem immer heller werdenden Schein am Himmel: da stieß der andere mit seinem Spaten auf eine große Geldtruhe, die sofort aufsprang und eine Unmenge alter Goldmünzen zeigte. In unheimlich mattem Schein funkelten sie im Zwielicht. Voll Freude rief er seinen Kameraden zu: „Ich habe es gefunden! Ich habe es gefunden!" In demselben Augenblick war aber die Truhe schon wieder verschwunden. Ein starker Donner ließ sich hören. Schnell sprangen die Männer davon. Im selben Augenblick stürzte die Grube zusammen. Mit der letzten Kraftanstrengung enteilten die Bauern dem Burgwald. Eben hatten sie das freie Feld betreten, da blitzte der erste Sonnenstrahl über die Hügel. Sie waren gerettet. Im Walde aber ließ sich ein hämisches Lachen hören.

Einige Sagen melden uns, daß die Bewohner der Burg waghalsige Raubritter gewesen seien. Von ihren weiten Streifzügen brachten sie auch die vielen Reichtümer mit, welche in den Burggewölben verborgen waren. Zur Strafe für ihre Missetaten aber fanden verschiedene Ritter im Grab keine Ruhe, sondern mußten als Geister ihr unstätes Leben weiterführen. Der schlimmste dieser Gesellen wurde lange Zeit jeden Tag im Burgwald gesehen, weshalb jedermann ängstlich vermied, in die Nähe des Burggrabens zu kommen. Dort ritt der unheimliche Gast in den Mitternachtsstunden auf seinem Pferd einsam um den Schutthügel seines Schlosses. Einstens hatte sich ein Bauer von Tanau verspätet. Als die Turmuhr eben 12 Uhr schlug, war er gerade an der Burgstelle. Da hörte er plötzlich Pferdegetrappel. Ein Ritter mit eingelegter Lanze stürmte auf ihn los. Unter dem geöffneten Visier schaute ein Totenkopf hervor, aus dem aber die Augen fürchterlich herverfunkelten. Vor Schrecken fiel der Bauer auf die Knie und murmelte alle Gebete her, die er in seiner Bedrängnis noch wußte. Da fuhr die Lanzenspitze des Ritters haarscharf an seinem Kopf vorbei und zersplitterte an einer großen Tanne zu tausend Fetzen. Geschrei und Wehklagen erhob sich ringsum im Wald. Der Bauer sah noch, wie eine scheußliche Gestalt den Ritter packte und zum Burggraben schleppte. Dann war alles still. Seit der Zeit ließ sich der Ritter nicht mehr sehen.

Ueber die Kirche in Tanau haben sich in der Gegend auch noch verschiedene Sagen erhalten. Die meisten davon bringen den Bau mit den Burgbewohnern von Tanau in Verbindung. Unter dem wilden Raubgesindel, das die Burg bewohnte, befand sich auch ein überaus anmutiges Fräulein, mit ernsten, strengen Sitten und tiefer Frömmigkeit. Als sie einstens den Wehrgang hinunterblickte und sich zu weit hinauslehnte, bekam sie das Uebergewicht und stürzte in den tiefen Burggraben. Sie fiel so unglücklich, daß ihr ein Fuß vollständig zersplittert wurde. Auf ihr Jammern kamen die Burgbewohner herbei und trugen sie zum Vater in den Rittersaal. Diesem war trotz seines liederlichen Lebenswandels seine fromme Tochter sehr ans Herz

gewachsen. Er schwur, ein gutes Werk zu tun, wenn seine Tochter wieder geheilt würde. Das Mädchen nahm den Vater beim Wort und gelobte vor der ganzen Versammlung, sie wolle, wenn sie wieder geheilt würde, in ihrem Gebiet eine Kirche bauen lassen. Wunderbar rasch besserte sich nun der Fuß. Kaum waren ein paar Wochen vergangen, so spürte das Fräulein nicht die geringste Beschwerde mehr. Da erinnerte sie sich ihres Versprechens und auch der Vater hielt Wort. Nur über den Ort, wohin die Kirche gebaut werden sollte, waren sie sich nicht einig. Da betete das Fräulein gar inbrünstig zu Gott um Erleuchtung. Sie hörte nun im Traum eine Stimme: Gehe hinaus und schaue, wo ich dir den Bauplatz bestimmt habe. Darauf erwachte sie. Es war schon heller Morgen. Schnell ließ sie ihr Roß satteln und ritt hinaus. In der Nacht aber war tiefer Schnee gefallen. Wie sie aber nach Tanau kam, sah sie einen weiten Platz, der inmitten großer Schneewehen vollständig schneefrei war. Das sah sie als ein Zeichen des Himmels an und befahl, an diesem Ort die Kirche zu erbauen.

Schon waren die Bausteine gebrochen und das Holz zurecht gerichtet. Da wollten die Durlanger den Bau der Kirche in Tanau hintertreiben; denn sie wollten selbst diese Kirche haben. Deshalb ließen sie die Bausteine in ihre eigene Gemeinde führen. In der Nacht aber kam ein Ochsenfuhrwerk mit einem ganz gespenstigen Begleiter. Dieser lud schweigend die Steine wieder auf, ganz allein, trotzdem einige verschiedene Zentner wogen. Ebenso schweigend führte er sie nach Tanau. Als das Fuhrwerk bei der Baustelle angekommen war, konnten die Ochsen plötzlich sprechen. Sie riefen: „Da na!" Doch die Durlanger holten andern Tages die Steine wieder ab. Wieder aber kamen sie auf gleich wunderbare Weise in der Nacht nach Tanau. Dieses geschah dreimal. Nun störten die Durlanger den Bau der Kirche nicht mehr. Die Bewohner aber nannten den Ort, an welchem die neue Kirche gebaut war, seit jener Zeit Dana, weil die Ochsen so gerufen hatten. So hat der Ort noch bis in das letzte Jahrhundert hinein geheißen.

Eine andere Sage knüpft sich an das Beinhaus des Tanauer Friedhofes, oder wie man dort sagt, das Kerkerhaus. Zwei übermütige Handwerksgesellen saßen eines Abends beisammen und sprachen über dies und das. Da meinte der eine von ihnen, er fürchte weder Tod noch Teufel, sie sollen ihm nur kommen. Er wolle ihnen zeigen, wo der Zimmermann das Loch hinausgemacht habe. Der andere, ein Schuhmacher, wollte nicht hinter seinem Kameraden zurückstehen und bot sich an, während der Nacht im Beinhäuslein ein Paar Schuhe fertig zu machen und erklärte sich zu jeder Wette bereit. Sein Freund wettete daraufhin mit ihm eine ziemlich hohe Summe. Am andern Abend packte der Schuhmacher Leder, Leisten und Handwerkszeug zusammen und begab sich in das Beinhaus. Sein Kamerad aber hatte sich schon vorher im Beinhäuslein unter einem alten Bahrtuch versteckt und wollte sich an der Angst seines Freundes ergötzen. Dieser aber schnitt seelenruhig, inmitten der Totenschädel, das Leder zu und begann, die Stücke zusammenzunähen. Schließlich machte er auch die Sohle darauf. Er brauchte nur noch die Schuhe zu nageln, und seine Wette war gewonnen. Sein Freund unter dem Bahrtuch sah sich schon um den Gewinn betrogen. Er suchte nun mit List, die Sache für

sich noch zu entscheiden. Er rumpelte plötzlich mit den Totenbeinen und ließ einen Totenkopf unter dem Tuch hervorrollen. Das hinderte aber unseren Schuhmacher nicht im geringsten. Er hämmerte lustig darauf los. Da rief es plötzlich mit hohler Grabesstimme: Ich bin der Tod! Du mußt sterben! Und ganz vom Bahrtuch verhüllt richtete sich eine Gestalt in die Höhe. Der Schuhmacher aber nahm seinen Hammer, schlug mit aller Gewalt auf die verhüllte Gestalt ein und rief dazu: Was tot ist, soll tot bleiben. Bleib du liegen! Mit einem dumpfen Schlag stürzte das „Gespenst" lautlos über die Totengebeine. Der Schuhmacher hob nun das Bahrtuch in die Höhe. Er hatte dem Freund mit seinem Hammerschlag das Schädeldach vollständig eingeschlagen. So hatte die unsinnige Wette einem jungen Menschen das Leben gekostet.

Zimmerbach, das näher an die Lein herangerückt ist als Tanau, hat natürlich viel vom Spatzentannjäger zu erzählen. Der Spatzentann ist bekanntlich der Wald, welcher da beginnt, wo die Staatsstraße Gmünd—Gaildorf in das Leintal hinabfällt. Kaißer und Stütz bringen die Sage vom Spatzentannjäger in ihren Heimatbüchern ziemlich übereinstimmend. Im Volk lebt sie vielfach aber auch in ganz anderer Form. So erzählte ein Mädchen aus Zimmerbach folgendes: In Alfdorf lebte vor vielen Jahren einmal ein Graf. Der schien bloß auf der Welt zu sein, um die Leute zu plagen. Tage-, ja wochenlang mußten ihm die Bauern Treiberdienste leisten. Wenn einer nur im geringsten darüber murrte, ließ ihn der Graf an einen Baum binden und blutig peitschen. Gingen die Bauern am Sonntag in die Kirche, so ließ er sie oft durch seine Knechte holen und in den Wald hinaus jagen. Dort mußten sie entweder Holz machen oder ihm bei der Jagd helfen. Zeigte sich kein Wild, so mußten die Bauern zur Strafe auf allen Vieren durch den Wald springen. Der Graf hetzte dann die Hunde auf sie. Mancher von den Bauern wurde bei diesem unsinnigen Vergnügen in Stücke gerissen. Eines Sonntags in der Frühe ging der Graf wieder auf die Jagd. Nicht weit von der Lein entfernt begegnete ihm ein altes Weiblein, das zur Kirche wollte. Nun konnte der Graf die Kirchgänger ja überhaupt nicht leiden; noch mehr aber ärgerte es ihn, daß die alte Frau ihm über den Weg lief. Das, glaubte er, bedeute für ihn auf der Jagd Unglück. Voll Zorn hetzte er die Hunde auf das Weiblein. Diese rissen der Unglücklichen das Fleisch in Fetzen vom Leib. Blutüberströmt sank die Frau zur Erde. Der Graf aber gab seinem Pferd die Sporen und setzte voll Uebermut über die Frau hinweg. Da richtete sich diese mit ihrer letzten Kraft noch einmal zur Höhe und rief: „Sei verflucht, du Grausamer! Und weil du mit niemanden Erbarmen hattest, so möge auch unser Herrgott mit dir kein Erbarmen haben und deinen Geist unstät umherirren lassen!" Voll Wut kehrte sich der Graf um, zog seine Reitpeitsche heraus und schlug auf die Frau ein, bis sie leblos am Boden lag. Da scheute aber plötzlich sein Pferd und warf ihn so gegen einen Baum, daß ihm der Schädel vollständig eingedrückt wurde. Augenblicklich war er tot. Seit dieser Zeit erscheint der Geist im Spatzentann. Er hat immer 6 Pferde und 7 Hunde bei sich. Dann jagt er in wildem Galopp durch den Wald. Weithin hört man sein Fluchen und Lästern, sowie das Gekläff seiner Hunde. Bis an die Häuser von Gmünd geht die wilde Jagd. Jede Nacht aber muß er mit seinem Pferd

einmal über die Stelle setzen, wo seine Hunde die Frau zerfleischt haben.

Wieder andere erzählen: Es kehrte einmal ein Zimmerbacher Bauer noch in später Abendstunde vom Viehmarkt in Gmünd nach Hause zurück. Wie er den Spatzentann abwärts schritt, hörte er plötzlich einen fürchterlichen Lärm. Ein Jäger auf schwarzem Roß kam angeritten. Er nahm einen großen Sack von der Schulter und schüttete ihn vor dem Bauern aus. Eine große Menge Hunde fiel heraus und wollte über den Mann herfallen. Dieser konnte eben noch beten: „Alle guten Geister loben ihren Meister!" Das rettete ihn. Die Hunde konnten nun nicht mehr an ihn herankommen. Voll Wut jagte der Jäger weiter und hetzte fortwährend seine Hunde: Hundex! Dex! Dex!

Einem anderen Bauern hatte der Geist auch einmal übel mitgespielt. Der Mann kam von Pfersbach herunter, wohin er ein Paar Schweine verkauft hatte. Wie er nun tief in Gedanken an die Stelle kam, wo die alte Straße wieder etwas ansteigt, hörte er plötzlich einen langgezogenen Pfiff durch den Wald gehen. Erschrocken fuhr der Bauer aus seinen Träumen auf. Da sah er, nur wenige Schritte von ihm entfernt, einen Jäger in altertümlicher Kleidung an einem Baum lehnen. Schnell bekreuzte sich der Bauer und eilte dem Tal zu. Der Jäger aber sprang über den Straßengraben. Wie er aber seine Füße auf die Straße aufsetzte, verwandelte er sich in einen Hund, der den Bauer fürchterlich anbellte. Da aber dieser sich fortwährend bekreuzte, konnte ihn der Hund nicht packen. Wütend bellend sprang er endlich in den Wald hinein, und verschwand zwischen den Bäumen. Erleichtert atmete der Bauer auf. Da hörte er aber auf einmal ein lautes Miauen neben sich und bevor er die geringste Bewegung ausführen konnte, sprang ihm eine Katze auf den Rücken. Sie zerkratzte ihm unter fürchterlichem Schreien das ganze Gesicht und war durch nichts herunterzubringen. Der Bauer hatte alle Mühe, seine Augen zu schützen. Zum Glück war er ganz in der Nähe der Amandusmühle. Als das Lichtlein aus der Mahlstube in den Wald hereinblitzte, sprang die Katze mit einem durchdringenden Schrei vom Rücken des zu Tode Geängstigten herunter. Gleich darauf hörte der Bauer im Walde rufen: Huidex! Huidex! Dex! Dex!

Als der Bauer die Sache erzählte, lachte man ihn aus. Kaum aber vergingen 14 Tage, da kam ein Knecht ebenso zerschunden nach Hause zurück und erzählte, daß auch ihm eine Katze auf den Rücken gesprungen sei. Und so geschah es in jenem Jahr noch mehreren Leuten, so daß schließlich sich niemand mehr bei Nacht in den Spatzentann hineinwagte.

Unheimlich geht es auch beim Hägelesbusch zu. Das ist die Stelle, wo die große Linde an der Straße von Zimmerbach nach Durlangen steht. Da kehrte einmal eine Näherin von Durlangen sehr spät nach Zimmerbach zurück. Beim Hägelesbusch sah sie einen Hund sitzen, der so groß wie ein Faß war. Seine Augen drehten sich wie Feuerräder im Kreise herum. Da die Näherin aber eine reine Jungfrau war, konnte ihr das fürchterliche Tier nichts anhaben. Auch viele andere Leute haben den unheimlichen Hund schon beim Hägelesbusch sitzen sehen.

Einmal ging eine ganze Gesellschaft von einer Hochzeit in Durlangen nach Zimmerbach zurück. Lachend und scherzend zogen sie die Straße dahin.

Plötzlich aber verstummten alle. Beim Hägelesbusch sahen sie eine glühende Kugel, die langsam um die Linde rollte. Entsetzen packte die Leute. Alle rannten nach Durlangen zurück. Keiner war mehr zu bewegen, in selbiger Nacht nach Zimmerbach zurückzukehren. Doch sind diese Sachen alle schon lange her.

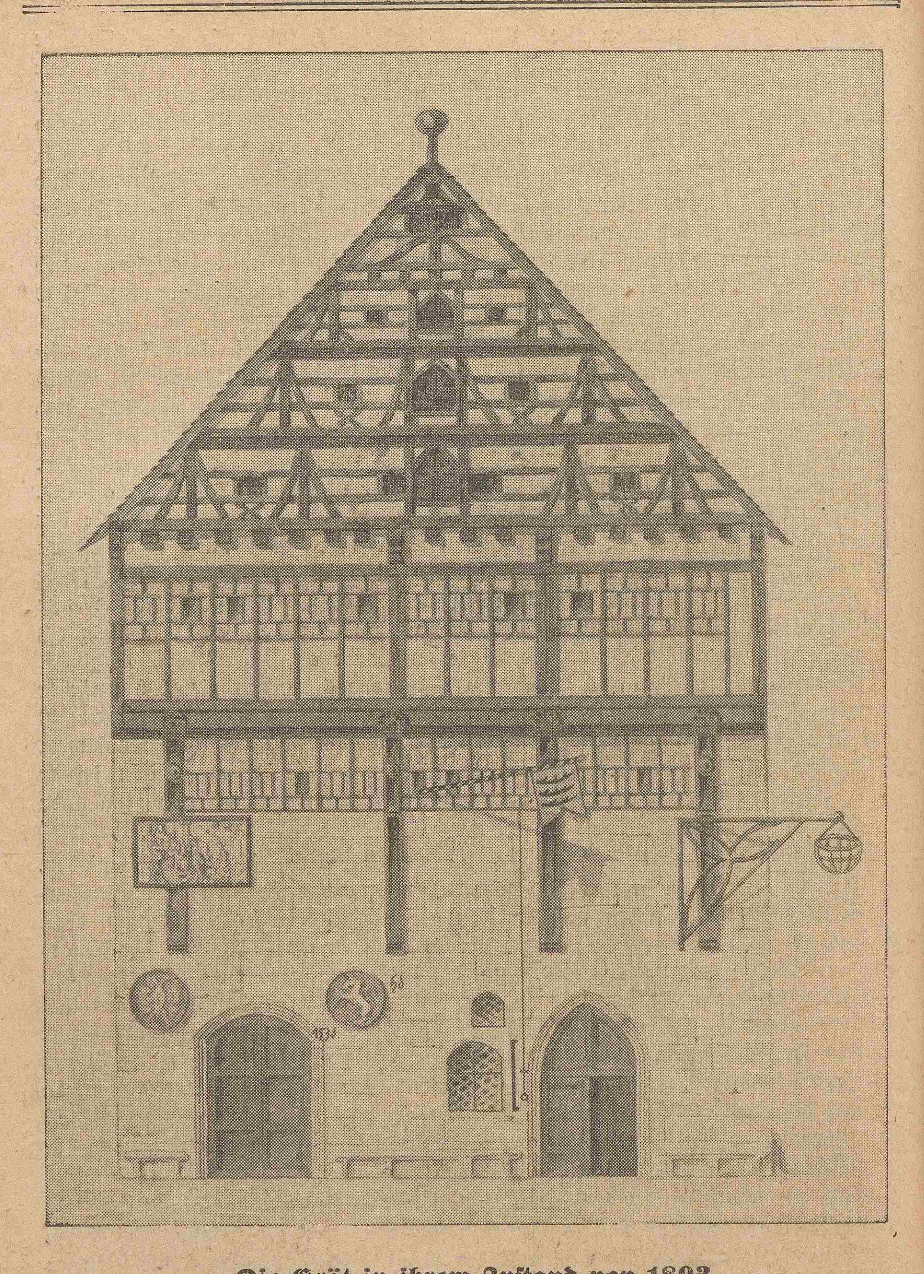
Auch in Waldenmaiers Wald (zwischen den Straßen nach Zimmerbach und Spraitbach) ist es nicht ganz geheuer. Wenn man in früheren Zeiten den Wald hinaufging, sah man plötzlich einen Mann in einem weiten Mantel neben sich. Er lief fortwährend mit, sprach aber kein Wort, tat auch niemand etwas zu leide. Trat man aus dem Wald heraus, so verschwand er plötzlich mit einem tiefen Seufzer.

Ein Knecht Waldenmaiers erlebte im selben Wald auch einmal eine unheimliche Geschichte. Er fuhr noch in später Nacht mit zwei Ochsen den Wald hinauf. Da wurden plötzlich die Tiere unruhig und wollten davonrennen. Mit Mühe konnte sie der Knecht aufhalten. Wie er aber um sich sah, stand ein Mädchen neben ihm. Die Strahlen des Mondes gingen ungehindert durch deren Leib hindurch; sonst aber hatte es nichts Sonderbares an sich. Beherzt packte er das Mädchen bei den Händen. Diese waren kalt wie der Tod. Da ließ er entsetzt die Gestalt wieder los. Mit leichten Schritten sprang das Mädchen in den Wald hinein und verschwand lachend. Die Ochsen wollten nun keinen Schritt mehr weitergehen. Er mußte alle Mühe anwenden, sie endlich aus dem Wald herauszubekommen. Ganz in Schweiß gebadet kamen der Knecht und die Tiere zu Hause an.

Ueberhaupt scheinen alle Wege um Zimmerbach herum ziemlich unsicher zu sein. Eines Abends ging ein Bauer von Hertighofen (bei Zimmerbach) nach Spraitbach. Da sah er plötzlich ein Weib neben sich, das ohne Kopf war. Er konnte machen, was er wollte, die Gestalt wich nicht mehr von seiner Seite. Erst am Eingang von Spraitbach bog sie vom Weg ab und ging quer über die Felder.

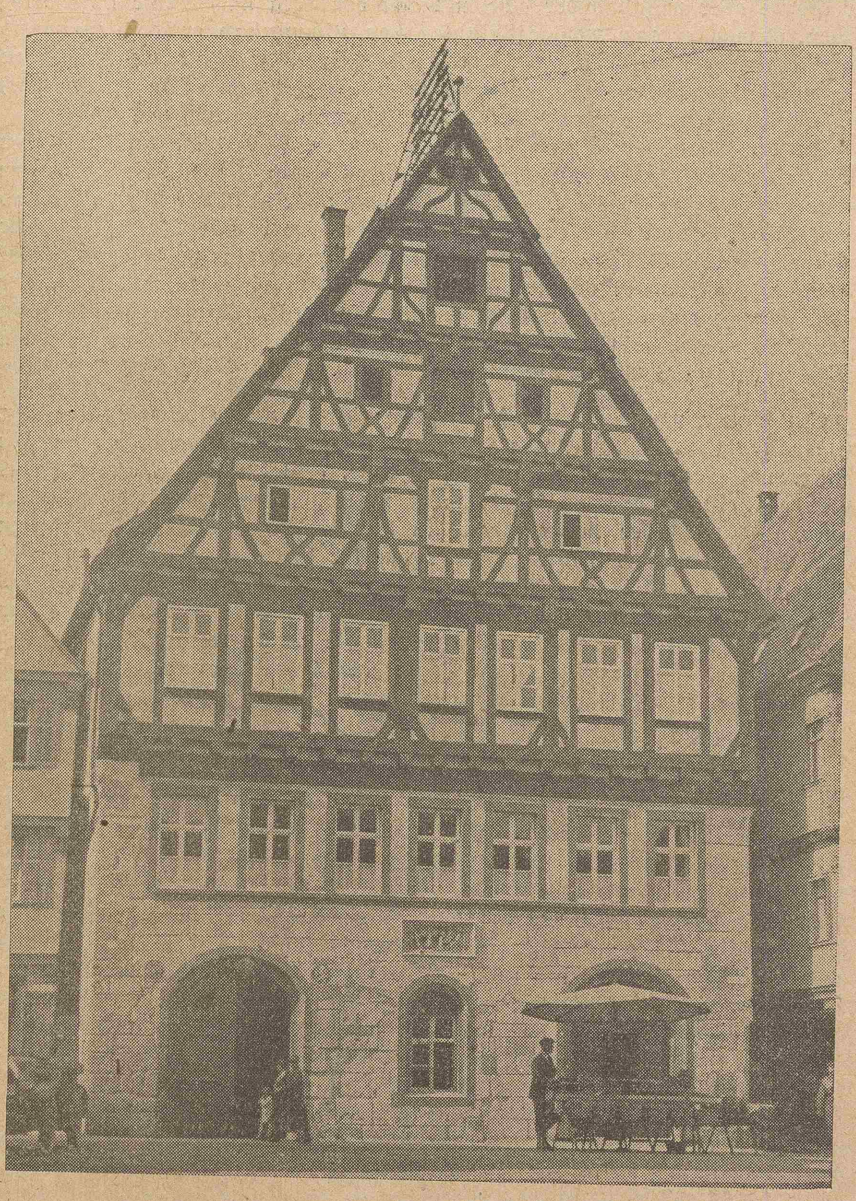
Bekanntlich bekommen in gewissen Nächten die Tiere die Sprache wieder, die sie verloren haben, als Gott den Fluch über die Erde nach dem Sündenfall aussprach. Dann sollen sie zuweilen die Zukunft enthüllen können. Voll Vorwitz ging einmal — vor langer, langer Zeit — ein Bauer in der Osternacht um Mitternacht in den Stall, um die Tiere zu belauschen. Da sprachen die Ochsen zu ihm: Bauer, wir führen dich in den nächsten Tagen auf den Friedhof hinaus. Da stand der Bauer in aller Frühe auf und verkaufte, um das Unglück zu verhüten, die Ochsen auf einen entfernten Hof. Gleich nach den Feiertagen trieb er sie weg. Noch war er nicht weit gekommen, da scheuten die Tiere ohne Ursache. Der Bauer kam zu Fall und die Ochsen schleppten ihn zu Tode. Als er zwei Tage darauf begraben wurde, zogen die Ochsen den Wagen, worauf der Tote lag.

Auch im Wald zwischen Zimmerbach und Spraitbach geht ein Geist. Er heißt Platterer. Oft hört man ihn in tiefer Nacht laut schreien. Wer dann gerade unterwegs ist, beeilt sich, aus der Nähe des unheimlichen Gesellen zu kommen; denn es ist ihm nicht zu trauen. Ein Bauernbursche aus Zimmerbach, der ziemlich viel getrunken hatte, kam einmal nachts durch diesen Wald.



Die Grät in ihrem Zustand von 1803
in welchem Jahr Gmünd dem Kurfürsten von Württemberg zu huldigen hatte.
Gezeichnet von Baptist Gold nach einer Skizze des Chronisten Dom. Debler.
Eigentum der Städt. Julius Erhardschen Gmünder Bilderchronik.

In seinem Uebermut schrie er laut: Platterer! Platterer komm! Plötzlich stand eine unheimlich schwarze Gestalt neben ihm, packte ihn ohne alle Umstände und warf ihn, als ob er ein leichter Kieselstein wäre, über alle Bäume



Die Grüt nach ihrer Erneuerung im Jahre 1928

hinweg in den Bach hinunter. Im kalten Wasser wurde der Bursche plötzlich nüchtern. Er konnte sich kaum mehr erheben, so schmerzte ihn sein ganzer Körper von dem Fall. Mühsam schleppte er sich aus dem Bachbette heraus. Er konnte aber während der ganzen Nacht den Weg nach Hause nicht mehr finden, obwohl er nur wenige Minuten von Zimmerbach entfernt war, und jeden Baum und jede Wiese aufs genaueste kannte. Erst als die Hähne den Tag verkündeten, wich der Bann von ihm. Halbtot kam er in Zimmerbach an. Er soll niemals wieder den Platterer herausgefordert haben.

In demselben Wald befindet sich ein zweiter Geist. Er tut aber den Menschen nichts, sondern streift nur ruhelos durch die Gebüsche. Dieser zweite Geist ist der Sprösser. Dieser ging vor alter Zeit mit seinem Freund Burlibuks in den Wald hinaus. Dort bekamen die beiden Streit. Sprösser nahm einen großen Stein und schlug seinem Freund Burlibuks den Schädel ein. Zur Strafe muß er nun so lange im Wald umgehen, bis ihn einer erlöst. Aber niemand weiß, wie es anzufangen ist und Sprösser darf es nicht sagen. So ist also wenig Aussicht vorhanden, daß er in absehbarer Zeit von seinem ruhelosen Leben befreit wird.

Ein Bauer von Zimmerbach heiratete einmal nach Herlikofen hinüber. Da klopfte in tiefer Nacht sein früherer Nachbar aus Zimmerbach an sein Fenster und bat um Vorspann. Er erzählte, er sei mit seinem Fuhrwerk stecken geblieben und komme nicht mehr weiter. Wohl wunderte sich der Bauer, was wohl der Zimmerbacher in der Herlikofer Gegend zu suchen habe. Er wollte aber seinem Landsmann die Bitte nicht abschlagen und schickte seinen Knecht in den Stall, die Ochsen zu holen. Wie nun der Knecht auf die Straße kam, war weder von einem Fuhrwerk, noch von einem Bauern etwas zu sehen, so daß der Knecht die Ochsen wieder in den Stall stellen konnte. Als nach einigen Tagen der Herlikofer nach Zimmerbach kam, machte er seinem Nachbar darüber Vorhalt. Doch dieser wußte von der ganzen Sache nichts und konnte auch nachweisen, daß er an jenem Tag nicht aus dem Ort herausgekommen war. Dem Herlikofer Bauern soll die Geschichte mit dem Vorspann übrigens noch öfters vorgekommen sein.

Auch der Geist auf dem Rehnenhof ist den Zimmerbachern nicht unbekannt, führt doch ihr Weg von der Stadt oft genug an diesem Hof vorbei. Sie erzählen darüber folgendes: Vor etwa 70 Jahren lebte auf dem Rehnenhof ein Bauer namens Heuranz. Dieser war ein ganz sonderbarer Mensch und verlangte von seinen Dienstboten die unglaublichsten Sachen. Eines Tages schickte er seine Leute zum Mähen, nahm ihnen aber die Wetzsteine weg. Er meinte, das Wetzen der Sensen sei nur unnötiger Zeitvertreib. Als er dann aber gegen Mittag nach der Arbeit schaute, sah er wohl, daß der Wetzstein kein unnötiges Gerät sei, und gab die weggenommenen Steine wieder heraus. Dieser Mann soll im Jahr 1863 gestorben sein. Vor seinem Tod versprach er, nach hundert Jahren wieder zu kommen. Er hat sich aber nicht an diese Zeit gehalten, sondern soll schon seit vielen Jahren auf dem Hof herumpoltern. Manchmal sehe man, wie er seinen rot angelaufenen Kopf zum Scheuerladen herausstrecke und ringsum spähe, als ob er etwas suche.

Dann soll er den Laden mit einem gräßlichen Fluch wieder zuschlagen. Manche meinen, er habe einen Schatz vergraben, den er nicht auf rechtmäßige Weise erworben habe. Deibele

---

Die Grät

Von Oberbürgermeister Lüllig

Seitdem am oberen Marktplatz die Grät in neuem Gewand sich zeiget, macht sie Aufsehen, wie eine Modedame. Manch einer wendet jetzt den Kopf nach ihr, läßt Blick und Gedanken wohlgefällig auf ihr ruhen. Vielleicht fragt man sich auch einmal nach der Deutung ihres Namens oder findet sie klar in des Baues einstiger Verwendung als Schatz- und Zeughaus der Stadt, weil dort doch allerlei „Geräte" aufbewahrt wurden. So einfach ist die Sache nicht, aber merkwürdig, diese laienhafte Ableitung des Wortes trifft im Ergebnis mit der wissenschaftlichen zusammen. Zunächst findet man in vergilbten Pergamenten, daß man das Wort, das offenbar auf das schwäbische Sprachgebiet beschränkt geblieben ist, in alten Zeiten nicht nur anders und gar vielfältig schrieb, sondern daß es auch ganz anderen Dingen zur Benennung diente. Bunt durcheinander, selbst in engem Raum- und Zeitkreis, finden sich die Schreibweisen: Gred, Gredt, Greedt, Grödt, Gret, Grett, Gräth und Grät. So in Konstanz, Ueberlingen, Meßkirch, Pfullendorf, Mengen, Riedlingen, Ravensburg, Biberach, Ulm, Augsburg u. a.

Die richtige Schreibweise ist zweifellos: „Gred", abzuleiten vom lateinischen gradus = Stufe. Mit Gred bezeichnete man im frühen Mittelalter bis zum Beginn der Neuzeit die Stufen, die vom Kirchplatz zur Kirche und vom Schiff zum Chor führten. In alten Augsburger Uukunden finden sich hiefür Belege:

„Daz Closter von Sant Ulriche hat daz Reht: swaz ein Man tut, der da geflohen kumt, als er uf die Grede kumet, so sol er Fride haben", oder

„Daß sie auf die Gred oder zu den Predigern kommen", oder

„Ward begraben auf der Gredt unsser lieben Frawen".

Doch schon beim Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit, um die Wende des 15. Jahrhunderts, verliert das Wort diese Bedeutung. Es ist von der Kirche ins Lagerhaus gewandert, wurde, zunächst noch treu seinem Ursprung, für die stufenförmig gelagerten Warenballen — Warenstappel — gebraucht, ging von diesen auf das Lagerhaus selbst über und bezeichnete schließlich schlechthin Markthallen, Kaufhäuser und, wie hier in Gmünd, das Zeug- und Schatzhaus der Stadt (Geräthaus). In einer Chronik von Blaubeuren (1523) liest man: „Was man dann under der Gredt wigt, als Schmaltz, Honig usw." In einer solchen von Meßkirch aus dem gleichen Jahr steht: „Daß niemandt Khorn khauffen oder verkhauffen soll, dann in der Grödt zu Meßkirch", und in einer Ulmer Urkunde: „Die Ulmer Gred wurde 1387 erbaut und diente auch als Warenhaus" oder „Da brachen sie auch das Kaufhaus und die Wag und die Gredt ab, das zu Albeck stund und setztens in die Statt Ulm."

Mit dem Schwinden der öffentlichen Lager verschwindet auch dieser Name mehr und mehr, und nur selten noch sind Wort und Sinn lebendig verbun-